

## Der Fremdling im Tor



*Eginald Schlattner*

### Eginald Schlattner

Evangelischer Pfarrer in Roşia (Rothberg, Veresmart) und Schriftsteller.

**D**ARF ICH hoch beginnen.

Im Februar 2007 wurde ich vom ZDF-Sender nach Berlin zu einem Rundtischgespräch eingeladen. Vage hieß es, es drehe sich um Rumänien. Rumänien, das mit Bulgarien am 1. Januar in die EU aufgenommen worden war.

Ich fühlte mich geehrt, beflügelt. Meine Vorstellung war, man geht aufeinander zu. Mehr noch: man möchte hier im Zentrum Europas, bitte: Berlin, *bona fide* über ein fremdartiges Land informiert werden. Dem gegenüber man viele Bedenken hat, bestückt mit Vorurteilen und Verurteilungen.

Ich vertrat das Land als rumänischer Staatsbürger. Was ich im Oberbegriff bin, obwohl ich gleichzeitig offiziell als Deutscher geführt werde. Dass sich hier Staatsbürgerschaft und Volkszugehörigkeit nicht decken, gilt für alle 19 ethnischen Minderheiten, die im Parlament vertreten sind. Das ist ein Unikum in Europa; und ist kaum in Europa zu vermitteln. Für Bulgarien hatte man ebenfalls einen atypischen Mitbürger ausersehen. Mit neun Jahren ausgewandert, hatte er sich inzwischen als bundesdeutscher Schriftsteller einen Namen gemacht. Ob er noch bulgarisch sprach? Zu Wort gekommen ist er kaum.

Ferner war zugegen ein hochgeschätzter und allbekannter Historiker (eben wo ich das schreibe, erscheint im *Spiegel* ein spektakulärer Artikel. Tenor: Die EU „schafft sich ab“, ehe sie zustande gekommen ist). Und schließlich war da ein unbekannter Schriftsteller. Der mich wissen ließ, dass Deutschland vormals nicht nur zweigeteilt war; vielmehr die BRD noch einmal zerstückelt daherkam. In den Gesamtschulen gab es vier Klos: separat für Mädchen und Buben sowie so, und noch einmal unterteilt in katholisch und evangelisch (heute wäre das Wohl ergänzt mit islamisch und orthodox!). Der Moderator trug den Namen eines bewehrten Kriegsfahrzeugs. Und betonte mir gegenüber, der ich schon am Colarhemd als Geistlicher zu erkennen war: „Ich glaube nicht an Gott, aber ich bin ein guter Mensch!“ Im Gespräch selbst schwebte er nicht moderat über dem Rundtisch, was seines Amtes gewesen wäre, sondern war Partei auf seinem Stuhl, wurde solidarisch mit den Gegenspielern.

Das Gespräch war für Montag früh 1 Uhr angesetzt. Wer würde zuhören beim ersten Hahnenschrei an einem Montag, wo die arbeitende Menschheit vergrämt in die kommende Woche blickt, nach zweieinhalb Tagen Wochenendurlaub. Ein paar alte Frauen, die ihren Hund Gassi führen wollten. Und ein paar Greise mit Beschwerden. Für 500.000 Zuhörer verbürgte sich der Gastgeber. Es waren 100.000 mehr.

Die erste Frage galt mir: „Der Beitrag Rumäniens zur Seele Europas?“ Der Beitrag Rumäniens zur Seele Europas?

Schon am Ton ließ sich abhören der Unterton: nichts. Was kann man von so einem dürftigen Land mit einem zweifelhaften Leumund erwarten, das sich dazu durch die Hintertür nach Europa eingeschlichen hat.

Ich gewann Zeit, indem ich eine Gegenfrage stellte: „Wer benützt im deutschen Sprachraum noch das Wort Seele? Außer wir in der Kirche.“ Tat es, obwohl unsere Mutter gewarnt hatte: „Nur der Dumme antwortet auf eine Frage mit einer Gegenfrage.“

Jacques Delors, ein französischer Politiker spricht von der Seele Europas. Mein Replik fiel so aus, dass sie alle übrigen Rundtischgäste gegen mich aufbrachte. Drei Viertel der vorgesehenen Stunde bemühten sich die Kontrahenten, diesen Bescheid zu unterlaufen, ja zur Strecke zu bringen. Was nicht gelang. Schützenhilfe kam selbst von den Zuhörern vor dem Bildschirm zu früher Morgenstunde.

**N**OCH 7 JAHRE, und die Rothberger Kirche wird 800 Jahre alt. 1225 erwähnt, stellt sie als turmlose Basilika die architektonische Urform des abendländischen Kirchenbaus dar. Mit den übrigen katholischen Kirchen in Siebenbürgen bildete sie damals ein vorgeschobenes Element der westlichen Ausprägung von Christlichkeit. Man stelle sich vor: in einem Meer von

Wäldern eine Enklave rotbedachter, länglicher Gebäude römischen Zuschnitts. Nicht jenseits der Wälder, *Transilvanien*, sondern inmitten dieser Waldlandschaft, für die trefflich die ungarische Bezeichnung gilt: *Erdély*.

Dieses Datum gilt es näher zu betrachten. Als erstes, was die deutsche Geschichte betrifft: erst 11 Jahre später wird Berlin erwähnt. Oder wie ich es beim Besuch des Deutschen Innenministers Otto Schily formulierte: als in den Wäldern und Sümpfen des heutigen Berlins die Frösche quakten und der Fuchs und Hase Ländler tanzten, hat man in dieser Rothberger Kirche bereits deutsch gebetet und gepredigt. Was heute kaum noch der Fall ist, die deutsche Sprache erstirbt. Die Verkündigungssprache wird an die Zuhörer angepasst. In Rothberg: vordringlich rumänisch! Für die Menschenkinder aus den Lehmhütten vom Bach, für die Bewohner anderer Landstriche, die den sonntäglichen 12-Uhr Gottesdienst beschicken. Ausgenommen die Liturgie: die ertönt auf Deutsch, so ist das unser Herrgott gewöhnt von aller Anfang an.

Aber darüber hinaus sollte mit diesem Datum erinnert werden an den *Goldenen Freibrief 1224*, ausgehändigt den Siebenbürger Sachsen unter Andreas II, dem ungarischen König. Wo in 22 Artikeln das Grundgesetz dieses selbstständigen Freitums auf dem sog. *Königsboden* festgelegt wird, *terra regalis, fundus regius* (z.B. kein Adel, keine Leibeigenen). Und gültig blieb, allen historischen Wechselfällen zum Trotz, 650 Jahre hindurch, bis 1876. Das gilt als das Jahr der Verwandlung des österreichischen Kaisertums in die k.u.k. Monarchie Österreich-Ungarn, auch als *Ausgleich* bekannt. Bedeutsam ist das *Andreanum* auch für die Rumänen Siebenbürgens. Weil darin nicht nur ein Wald der *Wlachen* erwähnt wird, sondern das Sachsen und Wlachen ihn gemeinsam zu nutzen haben. Endlich liegt ein geschriebenes Dokument vor. Es wird in Budapest aufbewahrt. Und damit wird dem sogenannten „obskuren Millenium“ in der rumänischen Geschichtsschreibung ein Ende setzt. Man spricht allgemein und mit Bedauern unter rumänischen Historikern vom Vakuum dieser 1000 Jahre ohne schriftlicher Belege über ein organisiertes Gemeinwesen des Staatsvolkes (*golul de 1000 de ani fără documente*). Denn nach Abzug der Römer – und: bitte, bis zum Kommen der Sachsen – gibt es keine nennenswerten geschriebenen Zeugnisse mehr. Wobei wahr ist, dass Hirten und Bauern keine Geschichte schreiben. Dass die hiesigen Historiker diesen wichtigen Hinweis auf die Wlachen im Freibrief übersehen, es nimmt Wunder. Die bereits um 1150 herbeigerufenen ersten Siedler heißen ursprünglich *Flandrenses*, dann *Teutonici*, später erst *Saxones*. Es bewahrt sich: erste Generation tot, zweite Not, erst dritte Brot. Dörfer entstehen in fränkischer Bauweise und Kirchen im Zuschnitt abendländischer Baukunst, Lichtungen der Zivilisation in den uferlosen Forsten. Die von den ungarischen Königen als Waldverhaue zum Schutze der Südgrenzen Siebenbürgens angelegt worden waren. Reiterscharen tun sich schwer zwischen dichten Bäumen.

Die Ansiedlung geschieht in dem Zeitalter des Großen Schismas zwischen den christlichen Arealen Europas West-Ost, Rom-Byzanz. Ein Schisma im Sinne von Abspaltung (wer von wem), das bis zur Stunde die ökumenische Zusammengehörigkeit in Frage stellt.

Heutzutage stehen in Siebenbürgen diese Kirchen des abendländischen Christentums, katholisch und protestantisch, keineswegs in einem Meer von Wäldern, sondern sind auf Tuchfühlung umgeben von der Vielzahl orthodoxer Kirchenbauten. Allein seit der blutigen Revolution sind in Rumänien über 1000 Kirchen und Klöster entstanden. In nahezu jedem Dorf in Siebenbürgen, ungarisch oder ehemals sächsisch, gibt es eine rumänische Kirche als Ausdruck des Staatsvolkes. Allerdings mit Unterschieden, die sich emblematisch ablesen lassen an der Situation in Rothberg/Roșia und demografische Rückschlüsse nahelegen. Die sächsische Kirche (*biserica sașilor*) ist 800 Jahre alt. Die rumänische Kirche auf dem jenseitigen Hügel des Dorfes datiert von 1870. Dortselbst kann man auf einem Grabstein den Namen des ersten Popen lesen, *primul preot ortodox român*, gestorben 1905.

Nur: dieser Pfarrer Ion Bânda aus Rothberg ist gewiss der erste von mehr als hunderten rumänischer Popen in der Folge und bis zum Jüngsten Gericht. Wobei ich dagegen zwar in Rothberg allein seit der Reformation der 51. evangelische Gemeindepfarrer bin (*series pastorum*), dazu mit den virtuellen katholischen Vorgängern sogar der 99. Jedoch unwiederbringlich bin ich der letzte sächsische Pfarrer hierorts. Wir sind in Rothberg noch vier Greise zu begraben, einer davon ich (siehe *Wasserzeichen*, Ludwigsburg: Pop Verlag, 2018).

Doch was unverändert geblieben ist, über die Jahrhunderte, im Nebeneinander dieser Kirchen auf verschiedenen Hügeln im nämlichen Dorf: man anerkennt einerseits den anderen in seiner Fremdartigkeit. Man achtet und ehrt sogar das kirchliche Anderssein: dass es z.B. erst alle sechs Jahre ein gemeinsames Osterfest gibt, dass die Geburt des Heilands bei uns als Weihnachten ein abgezirkeltes Familienfest ist, während bei den Orthodoxen die frohe Botschaft reihum in die Häuser gesungen wird im Sinne der ersten Hirten. Aber der kirchliche Vollzug als Liturgie und in den Kasualien bleibt beiderseits fremd, fernliegend wie eh und je, obschon die Glocken der verschiedenen Kirchen das ganze Dorf übertönen, ohne Unterschied von Sprache und Religion.

Und das, was sich im Kleinen am Ort abspielt, gilt für ganz Europa, vor allem für den Westen. Man weiß aus der Schule, dass 476 Rom gefallen ist durch die germanischen Heruler und 1453 Konstantinopel von den Türken erobert worden ist. Aber was es mit diesen 1000 Jahren Byzantinischem Christentum auf sich hat als Ausdruck theologischer Reflexion und architektonischer Konzeption, das bleibt unbekannt. Wer weiß um die Fülle theologischer Betrachtungen der Kirchenväter. Wo ein Leben lang Mönche in einer Grotte bei einem Ker-

zenstumpf hausen oder sich als gelehrte Bischöfe in die Aussagen des Neuen Testaments vertiefen und ihre Betrachtungen aufschreiben. Während der Bischof von Rom andersherum zum Schwert griff, um die Gerechtsame seiner Kirche zu verteidigen mit weltlichen Ansprüchen. Die Kirche ist zwar nicht von der Welt, aber in der Welt ja.

**A**UF DIE Frage „Der Beitrag Rumäniens zu Seele Europas“ lautete meine Antwort: „Die orthodoxe Spiritualität!“  
Wohlmerkt: die orthodoxe Spiritualität.

Und keineswegs gehört dazu die Unzahl profaner Praktiken dieser Kirche, die in Gefahr ist, ein Dienstleistungsbetrieb zu werden. Darum sei mitbedacht, auch als Beitrag für Europa, das ermutigende Vorbild einer allumfassenden „Volksfrömmigkeit“. Wie das ein Soziologe lakonisch auf den Punkt brachte: „Die Stärke der orthodoxen Kirche beruht nicht so sehr in der Glaubwürdigkeit der Priester, wie in der allgemeinen Frömmigkeit des Volkes!“ Ich fügte hinzu, dass ich aus einem Land käme, wo Gott alle Hände voll zu tun habe und nicht wisse, wo ihm der Kopf stünde. Ich fragte: ob sie wüssten, die Herren, wo Gott sich ausruhe?

Die vier Herren wussten es nicht.

„Im Abendland.“ Ich ließ meine Hand weitschweifig kreisen: „Wo die Menschen ihre Zukunft angebahnt haben bis zum Jüngsten Gericht.“

Zum Thema orthodoxe Spiritualität entspann sich eine vehemente Polemik. Mit dieser Antwort hatte ich das Gremium aufgebracht.

„Wie? Sollen wir wegen Rumänien alle orthodox werden?“

„Nein, man solle sich nur besinnen auf Ursprung und Herkunft des Verhaltens im abendländischen Miteinander, im Handeln aneinander, im Tun und Lassen uns gegenüber! Stichwort: liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Oder: wenn er auch anders ist als du, so ist er dennoch nicht anders als du! Ein so überaus gebefreudiges Volk wie die Deutschen im Spenden möge sich bewusst werden: Das hat uns allen Jesus von Nazareth ans Herz gelegt, das alles ins Herz gelegt hat uns Jesus von Nazareth.“

Ferner! Vom ersten Artikel des Deutschen Grundgesetzes bis zu den Menschenrechten sei alles bereits von Jesus von Nazareth ausgesprochen worden, gesagt und getan und gelebt. Mit der verachteten Samariterin setzte er sich an den Brunnen. Er segnete jeden Aussätzigen durch Handauflegen. Den ungerechten Haushalter lobte er. Und mit der ersten Bitte im Vaterunser, nämlich: *unser Vater*, machte er alle Geschöpfe Gottes zu Geschwistern, ohne Unterschied der Person und Herkunft...

Weiter im Text: „Griechenland ist seit langem in der EU!“ Und nichts habe man bemerkt vom orthodoxen Geist. Ich: „Weil der Westmensch beim Wort

Griechenland an die Akropolis denke und an Kreta, an die olympischen Spiele und an das Orakel von Delphi; und an die schöne Helena.“

Als nächstes: „Menschenrechte bei Jesus? Die Wiege der Menschenrechte, das sei doch die Französische Revolution!“ Ich: „Wie das, wo man Schlange stehen musste, um sich den Kopf abschlagen zu lassen.“ „Also nicht! Dann die Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten von 1774.“

Ich: „Da sei Dreiviertel aus der Bibel abgeschrieben worden.“

Die Gegenargumente hatten sich erschöpft! Und es hatte sich erwiesen, dass man nicht nur nichts voneinander wusste, sondern nicht bereit war, hinzuhören, geschweige auf einander zuzugehen.

Selbst der Hinweis verfiel nicht, wurde bloß höflich abgenickt, als ich erwähnte: dass die orthodoxe Kirche keine Zwangsbekehrung kenne, auf Mission unter wilden Völkern verzichtet habe einst und jetzt. Und keine Hexenjagd gekannt habe, im Klartext: weder verfemte Frauenzimmer geschwemmt noch verbrannt.

**M**AN GEHE aufeinander zu, für mich Wegweisung seit eh und je!  
Man gehe auf jene zu, die einem zu schaffen machen, denen gegenüber man Bedenken hegt, die man als Bedrohung empfindet, ja die einem Angst einflößen. Warum solches? Weil diese anderswie sind, befremdlich. Schon im Alten Testament weiß man darum, indem empfohlen wird, den „Fremdling im Tor“ nicht nur hinzunehmen, sondern annehmen. Gott liebt ihn wie auch die Waisen und Witwen. Schwierig.

Im Tagzeitengebet heißt es: gib uns den Blick der Liebe, das rechte Wort, die helfende Tat. In dieser Reihenfolge könnte es Frucht bringen, gelingen das löbliche Werk.

Als ich am 1. November 1978 als evangelischer Pfarrer nach Rothberg entsandt wurde, weissagte man mir an allerhöchster Stelle, dass ich es dort mehr als ein Jahr nicht aushalten werde. Warum?

Die Zigeuner vom Bach stehlen einem die Haare vom Kopf.

Die Rumänen könnten den „Popen der Sachsen“ nicht ausstehen und schlugen einem die Fenster ein. Und die evangelischen Sachsen seien wie so oft in zwei Parteien aufgespalten, den Pfarrer würden sie zwischen den Fronten zerreißen. In die Kirche kämen sie sowieso nicht.

Beunruhigend, beklemmend, ja abschreckend.

Nach der Ordination entließ uns Bischof Albert Klein mit dem Ratschlag, 1973 waren wir in einem Jahrgang 15 (fünfzehn) ausstudierte Pfarrer: „Geht zu den Leuten in die Häuser! Und manches wird sich ändern!“

Was ich tat! Ich besuchte jede einzelne sächsische Familie von Haus zu Haus, mit Zeit, fragte, hörte, wir beteten, ich segnete. Solidarisch mit allen, Front

gegen keinen. Die Kranken suchte ich im Spital auf, die Schwangeren fuhr ich in die Klinik. Meine Frau und ich luden die Kinder auf Pfarrhof ein, der zum Spielplatz wurde. Und mit ins Pfarrhaus. Ein Mädchen konnte es nicht fassen, sprach aus, was alle dachten: „Hier ist es so schön wie beim Christkind!“ In der Osterrede des Kurators vor versammelter Gemeinde beim Kirchenportal hieß es im Dialekt: ob die Leute wüssten, dass ihre Kinder auf dem Pfarrhof ein zweites zu Hause hätten. Die Pfarrfrau pinselte auf den Eingang: *Willkommen*. Zweifelnd gelesen, bald bestätigt. Kirche und Pfarrhof wurden Orte der Heimatlichkeit. Sogar Männerbibelabende und Morgenandachten kamen zustande.

Und ging weiter, im wahrsten Sinne des Wortes weiter, über sächsisch und evangelisch hinaus. Schon in der zweiten Woche ging es zu den Lehmhütten beim Bach, zu den braunen Brüdern und dunklen Müttern mit den Scharen von quicklebendigen Kindern. Ich sprach mit ihnen, mit diesen so fremdartigen Menschenkindern, sprach mit ihnen auf Augenhöhe, wie das so schön heißt. Bis heute rede ich mit jedem Zigeunerkind, als ob es der Bischof wäre; doch nicht umgekehrt. Ich löffelte mit ihnen aus dem Blechnapf Kukuruzkörner geweicht in Zuckersaft, bitte: Agape. Und war 24 Stunden satt. In der orthodoxen Kirche nahm ich teil an der ausgedehnten Messe, wurde aufgefordert zu eigener Predigt.

Eingeladen bei den Versammlungen der Baptistischen Kirche war ich zu Gänge mit Wort und Gebet. Und versorgte alle im Dorf mit ausländischen Medikamenten, zum Ärger der Securitate.

Ich ließ sie wissen, *urbi et villae*: wer beim Pfarrhof anklopft, ob vom Bach oder von dem anderen Hügel, oder aus dem sächsischen Oberdorf sowieso, kann rechnen mit einer offenen Tür, auf ein offenes Ohr, auf das offene Herz, und oft auf eine offene Hand. Nicht leicht für die Pfarrfamilie, das Kommen und Gehen...

Der Fremde im Tor, ohne Ansehen, manchmal fordernd, oft demütig, wie dem auch sei: bedrohlich, unheimlich. Doch dröhnt es ins Ohr bei Jesaja: „Brich dem Hungrigen dein Brot, und alle die im Elend ohne Obdach sind, führe ins Haus; wenn du einen nackt siehst, kleide ihn; und entzieh dich nicht deinem Fleisch und Blut. Dann wird dein Licht hervorbrechen wie die Morgenröte...“

Auf den Tag genau sind es 40 Jahre, die vergangen sind, seit ich Pfarrer in Rothberg bin, das ist vierzig Mal mehr als das eine geweissagte Jahr.

Geh auf den anderen zu, selbst als den noch so Fremden! Hier wäre Paul Tillich gefragt, der Theologe einer modernen Sprache, bei dem es sinngemäß heißt: Die Liebe ist die Brücke über den Abgrund des Getrenntseins an dasjenige Ufer des Fremdartigen.

Doch immer befremdlicher schlagen die Ostkirchen den anderen Weg ein. Weg von der Gesamtheit der christlichen Kirchen und hin in die Begrenzung

der eigenen Position, indem sie Dogma, Liturgie, Kirchlichkeit absolut gesetzt werden. Sie beanspruchen, abgesichert schon von der Etymologie her, die einzige rechthgläubige Kirche zu sein; das nämlich heißt ortho-dox. Für diese Kirchen im Osten sind die Gläubigen der katholischen Weltkirche Schismatiker, fehlgegangene Christen. Wir Protestanten noch schlimmer figurieren als missratene Häretiker. Ja, allesamt der Nicht-Orthodoxen befinden sich auf dem Irrweg, gehen in die Irre.

Somit bietet sich an, diese christlichen Großkirchen miteinander zu vergleichen und gegeneinander abzugrenzen.

Das geschehe in geraffter Weise und am kürzesten über das Sigel der Architektur als kollektive Selbstdarstellung. In diesem Fall ist die Baukunst Ausdruck entscheidender dogmatischer und existentieller Verschiedenheiten in den Glaubensweisen zwischen West und Ost. Papst Johannes Paul der II. sprach aus, dass Europa mit zwei Lungenflügeln atme. Die aufgestörten Protestanten versammelten sich daraufhin in Budapest zu einer Synode, um zu beweisen, dass es noch einen dritten Lungenflügel gebe. Weiß ich. Mir genügt, dass wir Evangelischen kirchenbaulich und im christlichen Denken und Handeln zur abendländischen Kirchenlandschaft gehören.

Die Sinnhaftigkeit der beiden christlichen Denominationen Europas erschließt sich einem am suggestivsten in der Architektur der Kirchenbauten. In den formalen Verschiedenheiten der Kirchenbaukunst sind Unterschiede der Gläubigen, ja der Menschen an sich angelegt im Verhältnis des einzelnen zu Gott und im Verhalten zu dem Nächten.

Das Abendland hat sich für die Basilika entschieden, das Haus des Königs. Damit ist eine Längsachse gegeben, die einen Weg markiert. Der Fluchtpunkt dieses Weges ist der Altar mit seiner peinvollen Mitte: die Kreuzigungsszene. Das gilt für den gigantischen Kölner Dom wie die Rothberger Kirche, einer Basilika (diese 25 Jahre älter als der Dom). Der Blick des Kömmlings ist gebannt von dem Schmerzensmann, der am Kreuz hängt und stirbt und stirbt und nicht zu Tode kommt. Die Kinder beginnen zu weinen. Und die alten Frauen weinen ebenfalls.

Damit wird der Blick gebannt vom Geschehen der Kreuzigung, dem Tag des Erleidens, der Leiden. Der Karfreitag verstellt dem Schauenden in Gemüt und Gedächtnis den inneren Blick auf Ostern, wo der Tod überwunden wurde. Das Datum der Auferstehung bleibt optisch und emotional ferne. Selbst biblisch ist es so: die Kreuzigung vollzog sich sichtbar unter Zeugen. Die Auferstehung entzieht sich dem Auge. Selbst, wenn die Orthodoxen treffender von *Ínviere* sprechen, zum Leben erweckt werden.

Die Konsequenzen: die Leiden des Nächsten überwältigen einen, bieten einen auf zu Beistand und Hilfe. Der größte Arbeitsgeber in Deutschland sind nicht die Autofabriken, sondern das Evangelische diakonische Werk.

Über dem Nächsten mit seinem Los jedoch verliert man Gott aus den Augen. Der sogenannte horizontale Bezug als Fachwort beherrscht Tun und Lassen, Leben und Tod.

Bitte: präsentische Eschatologie! Die letzten Dinge heute und hier.

**A**NDERS DIE orientalischen Kirchen. Die Bevorzugung des Rundbaus hat Folgen für die liturgische Struktur des Gottesdienstes, aber auch für das Geflecht des Lebensvollzugs im Täglichen.

Trittst du in eine orthodoxe Kirche, prallt der Blick ab von der schillernden Altarwand, dahinter das Allerheiligste verborgen ist. Dort amtiert der Priester, vor Augen das kostbar gedrechselte Neue Jerusalem. Der Altartisch ist geheiligt durch das Antimension, die Altardecke. Darin harren eingenäht Stücke heiliger Gebeine. Im kreisrunden Kirchenraum wiederum sucht man an der Ikonostasis hinter der Kaskade der Kultbilder lange nach der Kreuzigungsszene. Sie bildet eine Ikone unter vielen.

Dafür erhebt sich der Blick aus dem Halbdunkel des *Naos* zur erleuchteten Fensterrotunde der Kuppel. Dort ist im Zenit Christus zu sehen. Aber nicht der Schmerzensmann. Vielmehr gewandet wie ein byzantinischer Kaiser. Der Pantokrator. Er ist der Gebieter des Alls und der Zeit. Dem ist gegeben alle Gewalt im Himmel und auf Erden, und er wird bei den Menschen sein bis an das Ende der Tag. In den Händen hält der Allherrscher das Buch des Lebens.

Die orthodoxe Kirche kommt von Ostern her, von dem nokturnen Geheimnis der Auferweckung. Und versteht sich damit zu Recht als *ecclesia triumphans*. Karfreitag und Leiden hat diese Kirche hinter sich gelassen. Der Gläubige gehört zu den je Erlösten. Das ergibt eine Leichtigkeit des Lebens, bestätigt durch die hochheilige Liturgie. Das bedeutet Zeit für Gott, reichlich belohnt durch das Wissen, gefeit zu sein. Als Kultdrama deckt die Heilige und göttliche Liturgie das Weltgeschehen ab von der Erschaffung der Welt bis zur Wiederkunft Christi, als Richter und Retter.

Doch über dem vertikalen Bezug vergisst man den Nächsten an seiner Seite. Dafür wird Diakonie kleingeschrieben. Im Rumänischen gibt es ein tröstendes Wort: Der Herrgott in seiner Barmherzigkeit wird alles bestens richten; „Dumnezeu cu mila Lui va face totul!“

Angesprochen darauf, antwortet der orthodoxe Priester: „Vor der Erhebung in den Himmel spricht Christus Matthäi am Letzten nicht etwa: Tut Gutes!“

Vielmehr predigt das Evangelium!!! Heißt es doch: Darum gehet hin und lehret alle Völker...“

Dagegen halte ich: Matthäi am Vorletzten jedoch spricht Christus beim Jüngsten Gericht: was ihr getan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.

Beides gilt in wechsellvoller Verschränkung. Es genügt nicht, nur zu singen. Man muss auch etwas tun. Und es reicht nicht aus, die Hände regen, es sollte auch gebetet werden.

Was die beiden Kirchen betrifft, hat man aus der Phase der gegenseitigen Anathemata von über 1000 Jahren herausgefunden. Doch die Fronten bleiben verfestigt, verfestigen sich vom Osten her immer mehr. Das trotz des Bruderkusses auf kommunistischem Flughafen in Kuba zwischen Papst Franziskus, Bischof von Rom, und dem Patriarchen von Moskau, dem sogenannten III. Rom (20 Jahre diplomatisches Gezerre im Vorfeld des Kusses). Nicht einmal ein gemeinsames Osterfest hat uns diese virtuelle Umarmung eingebracht. Geschweige denn die Abendmahlsgemeinschaft, selbst nicht zwischen Katholiken und Orthodoxen, die sich nahe sind in vielem.

Jedoch vom urchristlichen Liebesmahl her, der Agape, der Eucharistie, von dorthier sollten wir in allen Kirchengemeinschaften weiterdenken, und freimütig auf einander zugehen. Man sollte endlich den Edelmut haben, jedem die freudige Tischgemeinschaft als Eucharistie anzubieten, wo immer er getauft worden ist. Unter dem Schirm des einen dreifaltigen Gottes, „das ist würdig und recht“. Dazu ist die Tischgemeinschaft unter Freunden und Fremden ein uraltes Gastrecht aller Völker.

Genau daraufhin würde ich die orthodoxe Kirche ansprechen, und zwar über eine eigentümliche Erscheinung in der Ikonostasis. Im Zentrum der Bilderwand leuchtet die Ikone mit dem Abendmahl auf. Sie steht da als ein Bild von doppeltem Format in der Größe. Erinnern wir uns: dieses letzte Liebesmahl teilte Jesus mit allen seinen Jüngern, im Wissen, dass ihm von einem der Judaskuss blühte. Und allen Jüngern wusch er die Füße, selbst dem, der abgeirrt war vom Pfad der Liebe.

**H**ABE ICH hoch begonnen, werde ich scheinbar auch hoch enden, scheinbar: In der Kirche zu Rothberg ist tatsächlich solches geschehen: es haben sich vom evangelischen Pfarrer das Abendmahl reichen lassen, wer das selbst? Die striktkatholische Durchlaucht, Prinzessin von und zu Liechtenstein; ebenso ein Jesuitenpater, SJ, von der rigoros katholischen Gesellschaft Jesu. Es ist eine Kirche, die vierhundert Jahr katholisch war, daraufhin vierhundert Jahre evangelisch – und jetzt leergebetet ist. Und wo ich manchmal Mütter und Geschwister vom Bach segne und wir manchmal im Verborgenen Abendmahl

feiern. Wobei ich mit den Menschenkindern vom Bach nicht nur das Abendmahl teile, sondern auch das Mittagmahl, und manchmal das Frühstück – im fünfhundert Jahre alten Pfarrhaus.

Eine Mission der christlichen Religion möge sein, dafür einzustehen, dass sich die Ausprägung des Gottesglaubens nicht hinter die eigenen dogmatischen Grenzen verschanze, mit dem endemischen Anspruch, die ganze christliche Wahrheit monopolisiert zu haben.

Den orthodoxen Kirchen rufe ich ins Gedächtnis zwei ihrer Kirchenväter aus dem 2. Jahrhundert: bitte, Irenäus von Lyon, der in der Bekämpfung der Gnosis die Methode der Abgrenzung anwendet. Doch bedeutsamer bis heute ist Clemens von Alexandria, der die „Theologie des Dialogs“ ausdenkt und einübt. Der sich im Umgang mit den sogenannten Irrlehren um „Anknüpfungspunkte“ bemüht. Beide Kirchenlehrer stehen in dialektischer Verschränkung gut für die „Bewahrung und die Bewährung“ des eigenen Glaubens, in Abgrenzung und Dialog.

Im Christentum geht es um eine Wahrheit, deren Mysterium zu groß ist, als dass diese Wahrheit in den Bering eines Bekenntnisses passe. Demzufolge meine ich, dass die Christenheit allerseits gerufen und berufen ist, die Tore offenzuhalten, aufgeschlossen zu bleiben für die Sichtweise des anderen über Jesus Christus. Es ist dieser der Jesus von Nazareth, der sich als Christus ausweist. Und in dem wir das uns zugewandte Antlitz Gottes erkennen als *deus revelatus*. Und das Antlitz des Nächsten allzumal.

**E**RINNERN WIR UNS: Das Neue Jerusalem wird zwar Mauern haben, aber keine Tore. Identität erkennt man an der Grenze. Und an der offenerzigen Neugier.

Und, vergessen wir nicht: wir sind jeder verantwortlich für das Antlitz des anderen, selbst für das Antlitz Gottes in der Welt.



### **Abstract**

The Stranger within Thy Gates

Speech delivered by the writer and Evangelical pastor Eginald Schlattner upon receiving the title of Doctor Honoris Causa of Babeş-Bolyai University of Cluj-Napoca.

### **Keywords**

Eginald Schlattner, Doctor Honoris Causa, Babeş-Bolyai University